

Fred, W. (Alfred Wechsler)

Lebensformen. Anmerkungen über die Technik des gesellschaftlichen Lebens
München, Leipzig (Georg Müller) 1905

daraus: Die Mode (110-122)

110

SCHON ist hier und da das Wort von der Herrschaft der Mode gefallen. Nun muß ich noch Rechenschaft darüber geben, was diese Mode, von der man immer schon viel gesprochen hat, die in der Kultur aller Zeiten eine starke Rolle gespielt hat und dennoch niemals so wichtig war als in unserem durch wirtschaftliche und industrielle Bedingungen vornehmlich bestimmten Leben, was diese Mode also eigentlich ist. Mit dem Pathos des Sittenpredigers, dem weisen Lächeln des Skeptikers, der Mode einfach eine Torheit eitler Menschen, im besten Fall die Gleichgültigkeit unpersönlicher Leute nennt, kommen wir nicht mehr aus. Die Mode ist mehr als irgendein abenteuerliches Gespenst, hinter dem sich die Vergnügungssucht und die Geckenhaftigkeit müßiggängerischer Menschen verbirgt, wie manche Zeiten geglaubt haben. Die Geschichte der Mode ist längst nicht mehr ein Sammelsurium mehr oder weniger amüsanter Anekdoten, die beweisen, daß irgend ein Zufall eine Wendung in der Entwicklung der Tracht oder Wohnungskunst oder Literatur hervorgebracht hat. Denn auch das wissen wir schon längst und spüren es von Tag zu Tag mehr, daß der Inhalt der Mode nicht allein die Frage ist, wie man seine Haare schneiden läßt, seine Kleider wählt oder die Hand schüttelt. Wir wissen allmählich, daß kein Gebiet aktiven oder passiven menschlichen Lebens von jenem Einfluß be-

111

freit ist, den wir eben die Mode nennen. Der Ästhetiker Vischer hat eine nicht allzu leicht verständliche Definition für diesen Begriff gegeben. Er sagt: „Mode ist ein Allgemeinbegriff für einen Komplex zeitweise gültiger Kulturformen“. Das will aufgelöst sagen: in allen jenen Fragen, in denen der Mensch nicht auf Grund einer eigenen Geistes- und Empfindungstätigkeit ein Urteil fällt oder eine Entscheidung trifft, sondern aus dem Vorrat der allgemein gültigen Vorurteile seiner Zeitgenossen bewußt oder nur dumpf eines wählt und das andere vernachlässigt, tritt die Mode auf. Noch etwas kommt hinzu, nämlich, daß ihre Gesetze keine Ewigkeit haben dürfen, ja sogar, daß deren Lebensdauer keine allzu lange sein kann. Das Tempo nun, in dem die Mode wechselt, ist von Jahrhundert zu Jahrhundert und dann von Jahr zu Jahr immer rascher geworden. Mag man sich nun

um irgendwelche anderen Felder der Kultur kümmern oder, wie uns das hier obliegt, nur um die Mode der Lebensformen, immer wird man finden, daß durch viele Jahrtausende der menschlichen Entwicklung bis ins dreizehnte oder vierzehnte Jahrhundert unserer Zeitrechnung die Perioden jeder einzelnen Mode recht ausgedehnte waren. Erst kurz vor der Renaissance fängt man an, gewahr zu werden - und auch die Menschen jener Zeiten spürten es -, daß der Wechsel immer häufiger wird. „Wer gestern noch der beste Schneider war, ist heute keinen Deut mehr wert“, steht in einer frühen Chronik, und in allen Kleidergesetzen wird ebenso über den maßlosen Luxus als über die Ruhelosigkeit und das eilige Aufgeben jeder

112

eben noch hochgeschätzten Tracht geklagt. Der Jammer über die soziale Schädlichkeit und über die Unsittlichkeit solcher kostspieligen Launenhaftigkeit verstummt in der germanischen und romanischen Kultur seit den Tagen Karls des Großen nicht mehr. Dieser Herrscher hatte es zum ersten Male notwendig, Gesetze gegen die unerhört kostbaren Pelze, die Männer und Frauen trugen, zu erlassen, und von da an muß jeder König, jeder Reichstag, jede Stadtverordnetenversammlung ein Sprüchlein gegen den Kleiderluxus sagen. Philipp der Schöne hat es im Jahre 1296 nötig, im Detail vorzuschreiben, daß die höchsten Herrschaften nur vier Paar Kleider im Jahre haben dürften, Mädchen aber nur ein bis zwei Paar. So geht es weiter. Eine ganze Literatur teilt uns diese oft sehr strengen und nie wirkungsvollen Gesetze mit, die das Maß des Stoffes festsetzen, der für eine Hose gebraucht werden darf, die Farben, das Gewicht; die gegen den Edelsteinschmuck eifern, gegen Bänder, Knoten, Schleifen, kurz gegen alle jene Kleinigkeiten, die den „à-la-modischen“ Menschen jederzeit wichtig gewesen sind. Immerhin, erst im achtzehnten Jahrhundert wird die Lebensdauer einer neuen Tracht so kurz, daß jene Mademoiselle Bertand, die die intimste Beraterin der Königin Marie Antoinette war und immer stolz sagte, sie fahre nun ins Schloß, mit der Königin zu „arbeiten“, auf die Aufforderung einer großen Dame hin, ihr ein ganz neues Kostüm zu entwerfen, antworten muß: „Nein, Madame, wir haben festgesetzt, daß die nächste Mode erst in acht Tagen kommt“. Damals ist man allerdings schon weit entfernt von jenem primitiven

113

Zustand geringer Abwechslung, den die ersten Modenberichte Deutscher verraten, die wir kennen, nämlich die Limburger Chronik im vierzehnten Jahrhundert; aber schon in jenen Zeiten war die Tracht etwas allen Wichtiges, und niemand setzte sich darüber hinweg; in allen diplomatischen Korrespondenzen der Gesandten an ihre Höfe, in den Briefschaften der Könige untereinander, in den Berichten über Karls des Kühnen und anderer Herren Feldzüge werden Einzelheiten über die Kostüme gegeben.

Bei uns ist der Rhythmus der Mode, des Lebens noch eiliger und hastiger geworden. Schon lange lesen wir in den Modezeitungen, die längst nicht mehr so sorgsame und präziöse Blätter sind wie die Almanache des siebzehnten und achtzehn-

ten Jahrhunderts mit ihren reinlichen Kupfern, - oder auch wie jene Revue des Fashionables, jenes Journal des Modes, in das Gavarni in der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts seine Kostümbilder gezeichnet hat -, immer wieder, daß ein halbes Jahr genügt hat, um die Form des Hutes, der Ärmel, der Coiffure von Grund auf zu verändern. Selbst wenn man sich nicht bei Einzelheiten aufhält, können auch junge Menschen schon konstatieren, wie sehr sich unsere Art zu wohnen, zu leben überhaupt, von Jahrzehnt zu Jahrzehnt verändert. Das hat seinen Grund nicht allein in dem Charakter unserer Zeit als Übergangszeit, wie man oft sagt; vielmehr wahrscheinlich darin, daß unsere Jahrzehnte gerade die sind, in denen eine bisher nie dagewesene Höhe des Industrialismus anfängt und in denen moderne Fabrikationstechnik, Maschinenwesen

114

und internationaler Warenverkehr alle Erwerbs- und Verbrauchsbedingungen umwandeln. Engherzig national war ja die Mode nie. Sie hat im Kulturleben immer das Amt gehabt, feindliche Völker auf einem Gebiet in gleichen Wünschen und Bedürfnissen zu vereinen, hat es immer zustande gebracht, daß *ein* Volk den Ton angab für die elegante Art des ganzen Erdkreises, und selbst in Zeiten, in denen der deutsche Sinn sich am heftigsten gegen die gallische Art empörte, trank man nicht nur des Franzmanns Weine gern, sondern bezog auch die Modeschnitte aus Paris.

Dazu muß allerdings der Wahrheit gemäß angemerkt werden, daß kein anderes großes Volk in allen Kostümdingen so abhängig und so arm an eigenen Erfindungen war als Jahrhunderte lang die *Deutschen*. Noch heute gibt es ja keine deutsche Mode, oder vielleicht existiert seit zwei oder drei Jahren irgend etwas, was man spöttisch so nennt. Die veränderte Erzeugungsweise der Gebrauchsartikel, die ja nun weder, wie im Mittelalter, nur für den eigenen Gebrauch, sei es auch von Dienern, hergestellt werden, noch auch aus dem unmittelbaren Verkehr mit einem Handwerker entstehen, sondern die jetzt von großen Unternehmungen geraume Zeit, bevor sie beansprucht werden, erzeugt und dann in einem stets vorhandenen und stets wechselnden Markt den Abnehmern zur Auswahl vorgelegt werden, diese ganze Art der Produktion über den Kopf des Publikums hinweg hat das Tempo der Mode ungemein beschleunigt. Und je weiter wir in dieser Lebenstechnik kommen, je mehr die ganz großen Warenhäuser und Magazine

115

den Markt beherrschen, die großen Städte und gewisse Zentren das ganze Land versorgen, desto mehr kann man von einer unweigerlichen Gewalt der gerade herrschenden Mode sprechen. Desto mehr wird nämlich jedem Gebrauchsartikel eine bestimmte Form gegeben, die den Wünschen der Erzeuger und denen der *durchschnittlichen* Abnehmer am ehesten gemeinsam ist; und wer den Gegenstand dieser uniformen Art nicht haben will, der ist darauf angewiesen, seine Zeit mit langmühtigem Suchen zu verbringen oder manuelle, besondere Arbeit zu fordern und dann einen Preis zu bezahlen, der in gar keinem Verhältnis zu der gangbaren Ware steht. Denn die Maschine herrscht, und statt darüber zu jammern,

sollte man zugeben, daß die Einführung gutgeformter Typen so erst möglich geworden ist. Dazu kommt - wiederum nicht allein für die Kleiderfrage, sondern für das ganze Gebiet der Gebrauchsartikel -, daß der Zeitraum, den man jetzt für die Dauerhaftigkeit und Verwendbarkeit eines bestimmten Artikels rechnet, eine vier bis fünfmal kürzere ist als vor etwa hundert Jahren. Von Amerika gar nicht zu reden, bürgert sich selbst bei uns immer mehr der Standpunkt ein, daß es gar keinen Sinn hat, sich mit Dingen zu versorgen, die, wie man früher gern sagte, „nie ruiniert“ werden. Man hört auf, sich Kleider für die Ewigkeit anzuschaffen, will kein Geld mehr für Reparaturen ausgeben und wirft lieber weg, was zur Wiederherstellung eine neue irgend erhebliche Ausgabe erfordern würde. Daher werden billigere Gegenstände verlangt, die Qualität des Materials wird so gering genommen als

116

möglich, und die Manufaktur, die Fabrikation hat wiederum die Möglichkeit, mit den Mustern und Formen rasch abzuwechseln. Schließlich wird die Intensität der Konkurrenz unserer Zeit wirksam. Da man in wesentlichen Dingen nicht immer imstande ist, Abwechslung zu bieten, muß man sich in den meisten Fällen auf die Abwandlung der äußeren Form beschränken, und so dient der Erzeuger bereitwillig dem Geschmack des Augenblicks, einer Laune der Mode. Eine ganze Schar von Erfindern ist in allen Gebieten immer wieder damit beschäftigt, einen jener noch ungeborenen Wünsche der großen Menge zu erraten, der sie dann zwingt, eine neue Ausgabe zu machen, die Arbeitsleistung vieler Existenzen zu ermöglichen und die eigene Arbeit auch wiederum zu erhöhen, um die Kosten des neuen Bedürfnisses zu decken. Der Kreislauf wird allmählich klar, der eine unerhörte Intensität und Raschheit unseres Lebens im innerlichsten Zusammenhange mit dem häufigen Wechsel der Moden zeugt.

Wenn man jetzt also an die Stelle der Vischerschen Definition eine unserer Zeit gemäßigere setzen will, so wird man vielleicht sagen dürfen : Die Mode ist Ausdruck und Wirkung jenes dem einzelnen nur dunklen Willens und Triebes einer ganzen Gemeinschaft, der durch die Phantasie beherrscht wird, durch wenig Logik gehemmt ist und jeder geringen und flüchtigen Neigung ausgeliefert, der aber immer organisch aufgebaut ist auf dem Grunde der ganzen materiellen Kultur aller Lebensformen dieser Gemeinschaft. In solcher unweigerlichen Basis liegt die Bürgschaft für

117

die Vernunft der Mode. Deshalb wäre es zum Beispiel unmöglich, daß in einer Zeit, in der die Eisenbahn eine große Rolle spielt, eine Tracht aufkommt und sich durchsetzt, die eine kurze Fahrt in der Eisenbahn nicht verträgt; unmöglich ist es, daß die Mode, die ja nun nicht mehr den Höfen dient, sondern mit demokratischer Gewalt von oben nach unten und von unten nach oben geht, auf die Dauer eine Art von Kleiderbesatz oder Spitze verlangt und durchsetzt, die nur mit der Hand herzustellen ist; unmöglich aber ist es auch, daß eine Mode, wie immer sie auch sei, und sei sie noch so gescheit, für die tonangebenden Stände länger als eine

ungemein kurze Spanne Zeit, eine Saison höchstens, wirklich gilt; denn in dieser Zeit wird sie sofort in die Tiefe getragen, wird industrialisiert, dabei natürlich verschlechtert, meist ihres einzigen Sinnes entkleidet, durch die Kontrefasson (1) jedem verleidet und schwindet infolgedessen in eben dem Augenblick aus dem Kreise, der sie erschaffen hat, da sie Popularität und allgemeine Verbreitung gewinnt.

Daß *ein* Stand die Mode angab und alle andern, mochten ihre Lebensbedingungen auch noch so verschieden sein, ihr nachliefen, war immer so, wurde von Selbstbewußten und später Klassenbewußten stets beklagt. Jeder wollte sich so kleiden und so wohnen,

(1) Kontrefasson nennt der technische Ausdruck die gesetzlich nicht zu verfolgende Nachahmung eines Originals, Benützung eines fremden Einfalls; der Geschmack verbindet mit dieser Bezeichnung den Nebeninhalt einer *sinnlosen* Imitation, die eine leere Äußerlichkeit aufnimmt, ohne den Zweck des Originals zu erfüllen.

118

wie es der über ihm Stehende tat, und immer war die Folge die Verschlechterung der Formen, die Unmoral der Herstellung, billige Imitation. Im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts notiert ein Chronist über die Nachahmungssucht der Bürger: „Es ist jetzt notwendig, daß der Bürger Nachrichten aus den hohen Kreisen bekommt, Spione am Hofe hat, die ihn in jedem Augenblick über die Änderungen, die sich dort vollziehen, aufklären, sonst ist er immer in Gefahr, für einen Provinzialen zu gelten“. Und als dann der Bürgerstand im neunzehnten Jahrhundert für eine Reihe von Moden der maßgebende wird, und ein neuer vierter Stand sich erhebt, erleben wir dasselbe Schauspiel, daß die schlechten Sitten, natürlich nicht moralisch genommen, von den Arbeitern sklavisch nachgemacht werden. Und es bedarf eines heftigen Anstoßes am Ende des neunzehnten Jahrhunderts, damit sich endlich die Meinung hebt, daß jeder Stand nach seinen eigenen Formen, nach seinen eigenen Trachten und seinen eigenen Geräten suchen müsse. Ärger als kleine Schwankungen der abenteuerlichen Mode ist das noch immer nicht überwundene Grundprinzip, daß es keinen duldet, so auszusehen wie er ist, sondern er immer etwas Höheres vorstellen will.

Daß dies anders werde, scheint ein wesentliches Ziel. Das Geschrei über die Schädlichkeiten und die Lächerlichkeiten der Mode mag man ruhig anhören und sich nicht allzuviel darum kümmern. Wie die Dinge jetzt stehen, ist die Mode nicht mehr viel anderes als ein ungemein sensibler und nützlicher Gradmesser für die Produktion jedes Landes, für seine Beziehungen

119

zum Auslande, für seine materielle und ästhetische Kultur, und wir sind lange schon weg von den grotesken und absonderlichen Spielen der Mode, die in früheren Zeiten wirklich jenes Ausmaß von Spott und Leidenschaft verdient haben müssen, das man in den Schriften und Karikaturen der Vergangenheit findet. Wo gibt es bei uns noch Dinge wie die falschen Männerzöpfe und die Hängeärmel des

Mittelalters, die Schellentrachten der ehrbaren Leute, die gewaltigen Pluderhosen der Landsknechtzeit, den „Gänsebauch“ der spanischen Tracht, die zylindrischen Vertugaden, die Totenköpfe, die unter Henri IV. auf keinem Kleide fehlen durften, die Queues de martre, die in der Renaissance zum Flohfang dienten, die drei Fuß hohen Frisuren der Marie Antoinette, Stoffbezeichnungen wie jene „couleur de cuisse de nymphe émue“ des Rokoko, wer nennt bei uns noch Kleider „robes des soupirs et des regrets superflus“? Gewiß gibt es auch bei uns hier und da noch manchmal einen Anlaß zum Lachen; sonst wäre die Zeit zu traurig. Was wir aber an unseren Lebensgewohnheiten, besonders an unserer Art der Kleidung zu ändern notwendig haben, das wird durch die Mode nicht erzwungen und nicht beeinflusst, das liegt in anderem. Die Mode *dient* heute der Kultur, ist einer ihrer Ausdrücke, eines ihrer Elemente, beherrscht aber die Zeit und das Leben der Menschen längst nicht mehr.

Daß nichts lächerlicher ist, als sich immer wieder aufzulehnen gegen jene Dinge, die man mit einem kühlen Lächeln modische Dummheit nennt, das hat schon der alte französische Moralist La Bruyère in

120

seinen „Caractères“ notiert in dem Satz: „Il y a autant de faiblesse à fuir la mode qu'a l'affecter“, eine Weisheit, die man allen jenen billig auftrumpfenden Menschen entgegenhalten muß und soll, die unter Berufung auf das Recht ihrer persönlichen Freiheit unbedingt bei jeder öffentlichen Veranstaltung die Etikette der Mode und das Bild der Gesamtheit durch ihr Aussehen zerstören müssen. Schon in dem alten und nichts weniger als dummen Buche des Oberhauptmanns und Scholarchen Adolph Freiherrn von Knigge „Über den Umgang mit Menschen“ steht drin, daß das klügste Verhalten der Mode gegenüber das „lächelnd Mittun“ sei. Mittun, solange man in einem bestimmten Kreise lebt, weil es der Sinn unseres ganzen sozialen Daseins ist, so viele Reibungen und Hemmungen im öffentlichen Leben zu vermeiden, als nur irgend möglich ist, und lächelnd mittun, weil das überhaupt das Gesetz der Weisheit ist, daß man alles, was einem töricht erscheint, und dem sich entgegenzusetzen doch die Klugheit, die soziale Ordnung widerspricht, ruhig tun mag, wenn man sich nur zuerst darüber Rechenschaft gegeben hat, aus welchem Grunde man es tut und dann gelassen und heiter seine Wahl getroffen. Wer mit Bewußtsein einem noch so unsinnigen Zwange gehorcht, ist kein Narr, es sei denn ein weiser Narr.

Übrigens wird es immer seltener, daß die Mode sich in einen Widerspruch mit der Zeit begibt. In diesem Kampfe siegt sie selten. Sie gab ja nicht immer nach. Als in den Revolutionstagen die Perücken abgeschafft wurden, und man jeden an die Guillotine führte, der weiß gepudertes Haar trug, war dies das

121

Äußerste, was die Revolution leisten konnte; als man dann auch noch die Bonnets als eitlen Tand verbieten wollte, bewaffneten sich die Damen der Halle und zogen in den Krieg gegen diese Verordnung, bis man ihnen ihre Bonnets wieder gestattete unter der Bedingung, daß sie eine Trikolore anhefteten. Das war die Grenze. -

Sittlichkeit und Mode sind auch stets im Feldzuge miteinander gelegen; was unmodisch war, hat man gern unsittlich genannt und hat mit den Schrecken der Moral bekämpft, was dem Zeitgeschmack nicht mundete. Mißverständnisse, Verschiebungen der Motive, Denk- und Empfindungsfehler sind ja etwas Selbstverständliches bei Gesetzen, die aus dem unkontrollierbaren Wollen und Wünschen einer großen und nuancierten Menge geboren werden. Am Hofe Ludwigs XVI. geschah es einmal, daß eine Dame in ihrem Reitkostüm, in einem hochgeschlossenen Kleide, in die Kirche kam, um die Predigt zu hören. Der Geistliche hörte auf, wendete sich zornig zu der großen Dame und schickte sie nach Hause: sie solle anständig angezogen und nicht in diesem Kostüm zu ihrem Gotte kommen. Daraufhin konnte die beschämte Dame nichts anderes tun, als ein Gesellschaftskleid anlegen, das in allgemein üblicher Art die Brust bloß ließ, und so mehr ausgezogen als vorher in die Kirche zurückzukehren. Diese Anekdote läßt nicht allein die merkwürdig nervöse Zeit vor der Revolution aufleuchten mit all ihren Verwicklungen und Widersprüchen, sondern sie zeigt auch die Relativität aller Sittlichkeitsbegriffe und den

122

ungemein breiten Raum, den in dem Bewußtsein jeder Zeit für das, was gut und was schlecht ist, die Tradition und die Konvention der Mode einnimmt.

Sich um die Gründe einer Mode zu kümmern, die Ursachen zu bestimmen, aus ihr auf das Wesen einer Zeit zu schließen, ist nie ein müßiges Beginnen. Man wird dann finden, daß es nicht immer nur die großen, durch Stellung oder Eigenart hervorstechenden Persönlichkeiten waren, die durch ihre Laune eine Mode geschaffen haben. Oft genug war es allerdings so. Madame de Fontange reitet einmal mit dem König zur Jagd. Der Wind zerstörte ihre Frisur, ihr droht die Gefahr, die Haare zu verlieren, und sie ist gezwungen, sich mit einer Schleife die Haare, die ihr ins Gesicht fallen, zu knoten. Ludwig XIV. findet das charmant, und von diesem Tage an gibt es die Frisur der Fontanges, die mehr als dreißig Jahre das Kostüm beherrscht. Daß einzelne Farben, wie das Rot der Dubarry, das Gelb der Valenciennes auf die Sympathie oder die Lebensschicksale einzelner Personen zurückgehen, ist längst bekannt, und daß in unserer Zeit der Geschmack des letzten Königs von England, vor allem, als er noch Prince of Wales war, für die geltende Bewegung in der Herrenmode die Autorität war, erinnert man sich noch. Aber es zeigt sich in allen diesen Fällen, deren Zahl man ins Beliebigste aus der Anekdotengeschichte vermehren könnte, daß in diesen einzelnen Personen, von denen die Mode abhing, eben immer das Gefühl einer Zeit in einer Hinsicht konzentriert war, und daß also immer vollendete Exemplare der Gegenwart die Schöpfer irgendeiner Zukunft gewesen sind.